

Von Nudossi bis Tempo-Linsen - alles da im „Ostpaket“

VON EKATERINA MAXIMOVA

Am 7. Oktober 2009 wäre der Staat, den es schon seit 20 Jahren nicht mehr gibt, 60 Jahre alt geworden. Es sind noch Dinge geblieben, die an die DDR erinnern. Vor allem sind es Lebensmittel und Getränke - also das, was Leib und Seele wohl tut. Aber wo kauft man sich die alten Lieblingsleckereien? Wir haben Bianca Schäler, gebürtige Thüringerin und Inhaberin des Geschäfts „Ostpaket“ im Berlin Carré, gefragt, wo man sich heute Rotstern-Schokolade oder Rotkäppchen-Sekt holen kann.

Frau Schäler, ist „Ostpaket“ das einzige Geschäft in Berlin, das sich auf DDR-Waren spezialisiert?

Im Moment ja. Aber manche Einkaufszentren bieten diese Waren auch ab und zu

Waren zu spezialisieren. Hier findet jeder Kunde etwas für sich, Lebensmittel und Getränke betragen etwa 40 Prozent des Gesamtangebots; außerdem kann man auch Kosmetik, Haushaltsprodukte,

gungs- und Waschmitteln ATA und IMI.

Bieten Sie auch andere Dienstleistungen an?

Wir haben einen Paketservice. Kunden können von hier aus Pakete oder auch Postkarten verschicken. Manche kommen auch und sagen, wir wissen nicht, was reingehört, wollen aber gern ein Päckchen senden. Man kann auch Körbe mit Waren bestellen. Außerdem haben wir unsere Internetseite, wo man eine Bestellung aufgeben kann. Bei uns finden auch Schlagersängerveranstaltungen statt.

Wer kauft bei Ihnen ein? Ehemalige Ostbürger oder auch Westbürger?
Mittlerweile alle.

Vielen Dank für das Gespräch!



an. Wir arbeiten mit verschiedenen Messen zusammen, mit Galeria Kaufhof und mit den Einkaufszentren ECE.

Seit wann gibt es „Ostpaket“, und wie sind Sie auf die Idee gekommen, das Geschäft zu gründen?

„Ostpaket“ gibt es seit zwei Jahren. Die Geschäftsidee ist aber schon zehn Jahre alt. Ich habe früher einen Laden gehabt, in dem andere Waren verkauft wurden, und unsere Kunden haben sehr oft nach dem einen oder anderen Artikel aus der DDR gefragt. Und dann haben wir die Entscheidung getroffen, uns auf diese

Textilien und Geschenkartikel kaufen.

Und warum der Name „Ostpaket“?

Früher haben DDR-Bürger Westpakete von Verwandten bekommen, und wir wollten einen einprägsamen Namen aussuchen. So entstand „Ostpaket“, das man auch verschicken kann.

Welche Produkte sind am beliebtesten?

Das sind vor allem Süßigkeiten: Bambina, Nudossi, Rotstern-Schokolade. Es gibt aber auch Waren, die nicht mehr produziert werden, die Nachfrage gibt es trotzdem - etwa nach den Reini-

„Ostpaket“ im Berlin Carré
Karl-Liebknecht-Strasse 13
10178 Berlin
Deutschland
030 - 27 595 449
Bianca Schäler
info@ostpaket-berlin.de
www.ostpaket-berlin.de

Andere Anbieter der DDR-Waren:
www.kaufhalle-des-ostens.de
www.nudossi.de
www.ostprodukte-versand.de
www.ossiversand.de
www.ossiladen.de

Ein lauschiger

DIE RUINEN DER DDR

Was Tausende sowjetische Flaschen mit dem Erbe der Geschichte zu tun haben

VON TATIANA MARSHANSKIKH

Was ist geblieben von der DDR? Nostalgie, die Reste der Mauer, Vorurteile, Arbeitslosigkeit, und hunderte Hektar brachliegender Flächen. Was tun mit den Gebäuden und militärischen Überbleibseln, in denen keine Menschen mehr sind? Deutschland hat bisher keine Antwort darauf gefunden.

„Ich fühle, dass hier irgendwas passiert ist. Aber ich kann es nur fühlen, nicht sehen. Etwas Schweres“, sagt Inga Maier, Studentin aus den Niederlanden. Sie hat schon über hundert Flaschen gesammelt, die alle aus der längst untergegangenen Sowjetunion stammen. „Ich sammle diese Flaschen, um das Gefühl der sowjetischen Zeiten zu bewahren.“

Inga Maier ist Teilnehmerin eines Projekts, das schon seit einigen Jahren in der Heilstätte Beelitz bei Berlin durchgeführt wird. „Es wird eine Art Erinnerungs-Zimmer geben. Dort kann man einfach an die DDR zurückdenken und noch mal zu verstehen versuchen, was dieser Teil in der Geschichte Deutschlands bedeutet“, sagt sie. Hauptziel des Projekts ist die Untersuchung eines sowjetischen Krankenhauses, das im Jahr 1945 von der Roten Armee einge-

nommen wurde.

Der Krankenhauskomplex im Berliner Umland entstand zwischen 1898 und 1930. Es ist ein denkmalgeschütztes Ensemble von 60 Gebäuden auf einer Gesamtfläche von circa 200 Hektar. Im Ersten und Zweiten Weltkrieg dienten die Beelitzer Heilstätten als Lazarett und Sanatorium für kranke und verwundete Frontsoldaten. Unter den rund 17.500 Patienten befand sich auch der Gefreite Adolf Hitler.

cker. Seit die Russen vor 15 Jahren das Krankenhaus verlassen haben, steht es leer. Nur am Wochenende kann man hier Touristen aus aller Welt sehen. Sie kommen aus den USA, Russland und Europa, um die Überreste der sowjetischen Besatzung zu fotografieren.

Beelitz ist Teil jenes Gebietes, das bei der Potsdamer Konferenz 1945 zur Sowjetischen Besatzungszone erklärt wurde, der späteren DDR. Moskau stationierte über das ganze Land Waffen und Soldaten, denn die DDR galt als Vorposten zum westlichen Lager. Abgeschottet von der Bevölkerung vollzogen jährliche tausende junge Soldaten aus allen Teilen der Sowjetunion ihren Militärdienst in der DDR.

Das Militärkrankenhaus von Beelitz ist eines dieser ehemals gut gehüteten Objekte. Nun ist das Hospital fast völlig zerstört: Zerbroschene Fensterscheiben, baufällige Flure, überall liegt Müll, Graffiti sind an den Wänden. „Dort ist eine sowjetische Zeitung“, sagt der russische Arzt. Er hebt vom Boden eine Ausgabe der „Iswestija“ aus dem Jahr 1985 auf. Überall in der Klinik sind Spuren sowjetischer Vergangenheit: Schilder auf Russisch mit der Hinweis auf das Sprechzimmer



Nach Ende des Zweiten Weltkriegs, in dem die Heilstätten teilweise beschädigt wurden, hat die Rote Armee das Gelände übernommen. Bis 1994 dienten sie als größtes Militärhospital der Sowjetarmee. Ende Dezember 1990 war es auch Aufenthaltsort des an Leberkrebs erkrankten Erich Hone-

es Plätzchen zum Vogel.

des Arztes (Ординаторская), des Abteilungsleiters (Начальник отделения) oder auf die Mensa (Столовая).

Ein Mann läuft über die Flure der Chirurgie. Nachdem sein starker Akzent die russische Herkunft verrät, erzählt er lachend in seiner Muttersprache weiter: „Ich habe in der Heilstätte Beelitz gearbeitet, als Arzt. Und nun will ich einfach sehen, was mit dem Krankenhaus passiert ist. Alles sieht hier ganz schrecklich aus.“ In den Regalen stehen sowjetische Gläser, in einer Kammer ist sogar ein sowjetischer Kühlschrank. „Fast wie der meiner Großmutter“, sagt der Gast. Trotz der Besucher herrscht Stille. Nur der Wind lässt die Fenster klappern.

„Ich sage den Touristen immer: Es ist nicht von den Russen zerstört worden; die Gebäude sehen so schrecklich aus wegen der Deutschen. Sie haben das getan“, erklärt Irene Krause, die Fremdenführerin der Heilstätten. Sie macht schon seit zehn Jahren Exkursionen in Beelitz. Jeden Tag erzählt sie staunenden Besuchern, was mit dem



Krankenhaus passiert ist. „Die meisten fragen, wieso die deutsche Regierung das Gelände nicht sanieren lässt. Ich habe keine Antwort. Vielleicht hat das

Land dafür kein Geld, vielleicht warten wir auf Investoren. Ich könnte tausend Vielleichts aufsagen.“ Derzeit planen angeblich Geschäftsleute aus St. Petersburg, das Gelände zu kaufen.

Das zerstörte Erbe der DDR wurde bisher vernachlässigt. Niemand weiß, wann es



Investoren geben wird, um die Gebäude zu sanieren und vielleicht dort ein Museum zu eröffnen. Nur die Jugendlichen aus verschiedenen europäischen Ländern versuchen, das Erbe der Vergangenheit zu bewahren. So wie die niederländische Studentin Flaschen aus Beelitz aufbewahrt, sammelt ein Student aus Polen, Woichek Khmelevski, in den Gebäuden die Fragmente der alten russischen Zeitungen. „Jemand muss die Geschichte retten“, sagt er. „Wenn es nicht die Regierung oder Investoren machen, probieren wir es.“

Unsichtbare Grenze oder geglückte Einheit? Berliner aus Ost und West erinnern sich

VON ALINA KENJEEVA UND ELENA ISAKOVA

Am 9. November 1989 sind hunderttausende Ost-Berliner zur Berliner Mauer gelaufen, die Osten und Westen Deutschlands teilte. Tausende West-Berliner sind auf die Straße gegangen, um die ankommenden Gäste zu treffen. Das war ein Volksfest. Nach 40 Jahren wurde Deutschland wieder ein Land. Es scheint, dass das Gefühl der Brüderschaft die staatliche Grenze von einst zerstört hat. Aber nicht sofort und noch immer nicht für alle.

„Ich war dagegen...“

Birgit Sengeföld ist Stadtführerin in Berlin. Beliebtestes Objekt ihrer Kunden sind die Reste der Berliner Mauer am Potsdamer Platz, vor denen sie sich in allen denkbaren Posen fotografieren lassen. Auch wenn sie heute mit diesem



Teil der Geschichte ihr Geld verdient, hat die Mittvierzigerin zur Wiedervereinigung ihre ganz eigene Ansicht: „Ich wohnte in West-Berlin. Und natürlich war ich gegen die Vereinigung der Bundesrepublik und der DDR. Die Wirtschaft im Osten war auf niedrigem Niveau. Sehr viel Steuergeld wurde für die Restaurierung der alten Gebäude in Ostdeutschland und für die Rentenzahlungen an die Ostdeutschen ausgegeben. Aber die Ostdeutschen sind noch heute unzufrieden. Sie klagen, dass sie weniger verdienen, dass die Arbeitslosigkeit höher ist als im Westen. Sie sind von uns bis heute abhängig, und immer müssen wir etwas für sie tun“.

„Ost und West: Kein Thema“

So ein direktes Statement der Westdeutschen verwundert die Ostdeutschen. „Wie kann diese Frau das so offen sagen?“, staunt die Osteuropaexpertin Katja Giebel. „Für mich gibt es keine Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen. Wir kommen aus einem Land mit

großen regionalen Unterschieden, an Ost und West allein lässt sich das nicht festmachen“. Sie selbst ist 29 Jahre, als die Wende kam war sie neun. Sie erinnert sich an das Pioniertuch, an die Westpakete mit Süßigkeiten und Geschenken, die ihre Eltern von den Verwandten bekamen. „Meine Familie hat damals in Thüringen gelebt, in der Nähe von Weimar. Meine Mutter war Lehrerin, mein Vater Architekt. Meine Eltern waren nicht politisch. Wir lebten ein einfaches Dorfleben. Obwohl es uns relativ gut ging und wir ein stabiles und sicheres zu Hause hatten, wollten meine Eltern sehr gerne ihre Verwandten sehen und reisen. Ein einziges Mal konnte meine Mutter zu



ihrer Tante fahren. Das war für sie sehr traurig“, erzählt sie.

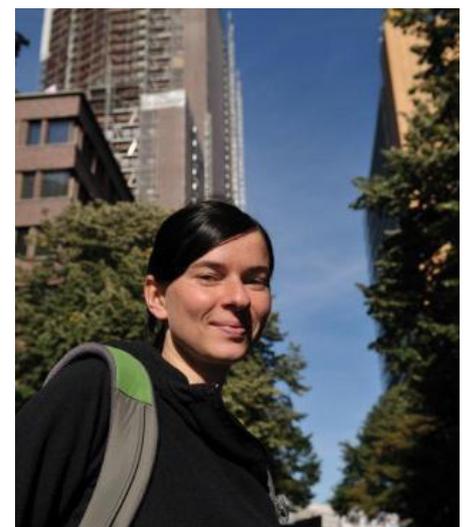
Umgekehrt hatten ihre Westverwandte die Möglichkeit, ihre Familie häufiger zu besuchen. Aber sie mussten, wenn sie zu Besuch kamen, 25 Mark pro Tag an die DDR zahlen. Und sie konnten nur bestimmte Transitwege benutzen. Ihnen war bewusst, dass sie während dieser Besuche überwacht wurden. „Freunde meiner Eltern wollten in die BRD übersiedeln“, fügt Giebel hinzu. „Sie hatten einen Ausreiseantrag gestellt, aber der wurde abgelehnt. Die Leute mussten bleiben, ob sie wollten oder nicht. Das war sehr schwer für sie. Aber eine Flucht wollten sie nicht riskieren und ihre Kin-

der nicht dieser Gefahr aussetzen. Klar, diese Mauer war unbequem. Das Hauptproblem meiner Eltern war wohl, nicht ins Ausland fahren zu können.“

Katja Giebel wohnt seit zehn Jahren in Berlin. In der Hauptstadt spielt es für sie keine Rolle, ob die Leute aus dem Westen oder Osten kommen. „In Berlin ist sowieso viel vermischt. Ich glaube, für meine Freunde, für meine Generation, ist Ost und West kein Thema. Ich habe Freunde aus dem Osten und aus dem Westen, es ist mir völlig egal, woher sie kommen. Mein Freund ist aus dem Osten, hat die letzten zehn Jahre in Westdeutschland gelebt, da lässt sich schwer von einer eindeutigen Ost-West-Mentalität sprechen“.

„Die Unterschiede sind verwischt“

Natürlich sind nicht alle Westdeutschen gegen die Vereinigung Deutschlands. Die PR-Fachfrau Kathrin Steinbrenner, 41 Jahre alt und in München aufgewachsen,



sieht keine Unterschiede in der Mentalität der West- und Ostdeutschen. Im Jahr 1985, als sie 17 war, war sie mit ihrer

Schulklasse in Ost-Berlin. „Als junges Mädchen habe ich wenig bemerkt. Ich habe mit den Leuten auf der Strasse nicht gesprochen. Aber es gab viel weniger Autos, es war viel ruhiger, im Kaufhaus gab es viel weniger Auswahl. Alles war ziemlich billig. Als wir vom Alexanderplatz aus ein bisschen spazieren gegangen sind, haben wir die stark zerstörten Gebäude gesehen, die seit dem 2. Weltkrieg dort standen. Solche Sachen haben damals sehr starken Eindruck auf uns gemacht, wir haben viel darüber gesprochen“, erinnert sich Kathrin Steinbrenner. Jetzt wohnt sie in Berlin und sieht keine großen Unterschiede mehr zwischen Ost und West. „Berlin war auch in der DDR-Zeit die Hauptstadt und war immer wichtig und im Zentrum. Dann war der Fall der Mauer, und die Unterschiede sind irgendwie verwischt. Ich bin eben nicht aus Berlin, sondern aus Süddeutschland, und für mich ist der gefühlte Unterschied eher Norddeutschland - Süddeutschland, als Ostdeutschland - Westdeutschland.“

„Eine westdeutsche Frau heiraten? Ausgeschlossen!“

Andreas Heinze war 15, als die Mauer fiel. Für ihn gibt es immer noch die Grenze zwischen Ost und West. Er wohnte im Osten und kannte nur die sozialistische Ordnung. Schon damals stand er gegen die Staatspolitik. „Ich glaube, heute würde ich auf dem Friedhof oder in einem Kesselraum arbeiten, wenn Deutschland nicht vereinigt wäre“, sagt er. „Ein Studium war für mich ausgeschlossen. In die Kommunistische Partei wäre ich nie eingetreten.“ Andreas trug Pionierhalstuch - das blaue bis zur vierten Klasse und dann das rote. Er war stolz, dass er ein Pionier war, aber später begann er zu zweifeln. Als er 14 war, hat er eine Wandzeitung über die ökologische Katastrophe am Aralsee in Kasachstan gemacht. Er war auch der einzige aus der Klasse, der laut sagte, dass er nicht mit ins Armeelager zur vormilitärischen Ausbildung fahren wolle. Die Lehrer haben gesagt, dass er nicht studieren dürfe und beurteilten ihn schlecht. „Ich hatte keine Angst, meine Meinung zu äußern“ erinnert sich Heinze. „Ende der 80er Jahre gab es keine strikte Diktatur mehr, die Leute hatten das Gefühl, dass es irgendwann zur Einheit geht“.

Die Mauer ist längst weg. Andreas Heinze hat die Uni beendet, er hat Kulturwissenschaften studiert. Aber der 36-Jährige findet keinen Job in seiner Fachrichtung. Deshalb jobbt er bei drei verschiedenen Arbeitgebern und ist sich seiner Zukunft nicht sicher. Er kann nicht genau sagen, welche Staatsform besser ist. „Die Demokratie in Deutschland hat ihre Vor- und Nachteile. Es gibt mehr Nachteile als beim Sozialismus. Da war der Grundgedanke humanistisch, der Mensch war in der Theorie auf dem ersten Platz, das Wort war etwas wert. Heute stehen auf dem ersten Platz keine humanistischen Werte - sondern Geld, Macht, Karriere. Alles basiert auf Habsucht und Prinzipienlosigkeit“, überlegt Heinze. „Es ist ein Vorteil, dass wir demonstrieren



können, aber es gibt keine Ergebnisse. Motto: Sag was du willst, dich wird aber niemand hören“.

Er habe oft Schwierigkeiten mit Westdeutschen, es gebe eine Sprachbarriere. Vielleicht, meint er, weil viele sorglos lebten und leben, weil sie die Probleme, die er überlebte, nie gehabt hätten, weil sie einfach komplett anders sozialisiert seien. „Die Ostdeutschen sind oft gastfreundlicher und wohlwollender untereinander“, bemerkt Andreas Heinze. „Wir können ohne Ankündigung einander besuchen, niemand wird sagen, dass das nicht okay ist. In Westdeutschland denkt jeder nur an sich selbst, jeder wohnt in seiner kleinen Welt“.

Seine Frau stammt aus Russland. Auf die Frage, ob er sich vorstellen könne, eine Frau aus dem Westen zu heiraten, antwortet er eindeutig: „Das ist ausgeschlossen. Ich hatte nie eine Freundin aus dem Westen. Meine Schwester ist sechs Jahre jünger als ich. Für sie spielt es keine Rolle, aus welchem Teil Deutschlands der Mensch kommt. Sie

fühlt keine innere Grenze. Ihr Mann ist Westdeutscher.“

„Die Inselstadt war unnatürlich“

Rebekka Schmidt wurde 1989 geboren und kennt das geteilte Deutschland nur aus den Erzählungen ihrer Eltern. Aber sie ist froh, im vereinigten Deutschland zu wohnen. „Wenn man über die Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland spricht, kann man hören, dass man



im Osten weniger verdient. Aber ich war mal in Dresden und kann genau sagen, dass die Preise dort viel niedriger als in Westdeutschland sind. Also, die Unterschiede im Lebensstandard sind vielleicht nicht so fühlbar. Ich habe Deutschland mit der Mauer nicht erlebt. Aber es ist gut, dass die Mauer weg ist, weil diese Inselstadt Berlin unnatürlich gewesen ist“.

Der Wunsch nach Einigkeit, der in der Nationalhymne der Deutschen besungen wird, der Wunsch nach Einheit, der die Wiedervereinigung ermöglicht hat - all das heißt nicht, dass es zwischen den Menschen in West und Ost nicht zugleich auch große Unterschiede geben kann. Laut „Welt online“ sieht die große Mehrheit der Westdeutschen inzwischen wenig Sinn darin, 20 Jahre nach der Wiedervereinigung die Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschen besonders herauszustellen oder auf den Unterschieden „herumzureiten“. „Natürlich gibt es Probleme, aber alles in allem ist es gut so, wie es jetzt ist“, sagen 66 Prozent im Westen. In Ostdeutschland sind es nur 47 Prozent. Fast ebenso viele Ostdeutsche (42 Prozent) fänden es besser, wenn die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen, nicht unter den Teppich gekehrt würden.

KINO-OSTALGIE

Die DDR lebt im Kino wieder auf

VON EWGENIJA SWETLAKOWA

Wenn einem etwas fehlt und man es nicht haben kann, kann man wenigstens davon träumen - oder sich einen Film darüber ansehen. So führt die Suche nach Artefakten vom Leben im sozialistischen Deutschland auch oft ins Kino - sowohl die Zuschauer als auch die Regisseure.

Die gute alte DEFA

Kurz nach der Wende fühlten einige ehemalige DDR-Bürger ein gewisses Heimweh nach ihrer sozialistischen Heimat. Auch heute wird sie manchmal empfunden und als Ostalgie bezeichnet. Zahlreiche Filme, die von dem volkseigenen Filmstudio Deutsche Film AG (DEFA) gedreht wurden, spielen in der sowjetischen Zone von Berlin. Viele erinnern sich an den Film „Hostess“ über eine Berliner Stadtführerin oder an die Komödie „Der Mann, der nach der Oma kam“, die im Prenzlauer Berg spielt. Aber einer der berühmtesten Filme der DDR-Zeit ist „Die Legende von Paul und Paula“, eine klassische Liebesgeschichte mit Leiden und Liedern. Diese Helden sind so beliebt, dass das Ufer des Rummelsburger Sees, wo einige Episoden des Films gedreht wurden, seit 1998 offiziell „Paul-und-Paula-Ufer“ heißt.

Nichts ist mehr wie es war

In den Jahren nach der Wiedervereinigung wuchs eine neue Generation heran, die keine eigene Erinnerung an die sozialistische Zeit hat. Es entstand eine Tendenz zur Romantisierung der DDR-Vergangenheit, die so geheimnisvoll aussah. Eher für die jungen Romantiker als für die nostalgisch Gestimmten wurden mehrere Filme hintereinander produziert, die eine neue Richtung im Kino darstellten: Mit gemeinen und tückischen Denunzianten und unglücklichen Einwohnern von Plattenhäusern, mit leeren Geschäften und pomphaften Paraden, mit dem Ministerium für Staatssicherheit und dem Jugendverband Freie Deutsche Jugend.

Einer der ersten in dieser Reihe war der im Jahre 2000 gedrehte Film „Die Stille nach dem Schuss“ über die Erlebnisse der Sozialistin und Terroristin Rita aus West-Berlin, die eine von wenigen war, die von West nach Ost wollten - und nicht umgekehrt. In diesem Film wird unter ande-

rem der Alltag einer typischen Fabrik im sowjetischen Berlin gezeigt.

Dann folgten die weltberühmten Filme „Goodbye, Lenin!“ (2003) und „Das Leben der Anderen“ (2006). Im ersten Film handelt es sich um eine sterbende Kommunistin, die dank ihres Sohnes auch nach der Wiedervereinigung glaubt, dass sie noch in der DDR lebt, im zweiten um einen Stasi-Agenten, der, während er einen Künstler ausspioniert, sein Weltbild ändert. Der erste Film wurde vorwiegend im Plattenbaubezirk hinter dem Alexanderplatz gedreht. In „Das Leben der Anderen“ sieht man auch den letzten Teil vom ehemaligen Ost-Berlin: die Straße der Pariser Kommune hinter der Karl-Marx Allee. Der Film bekam den Oskar.

Es wurden aber auch Filme gedreht, die auf den ersten Blick sehr wenig mit der DDR zu tun hatten, ihr Schauplatz aber war Ost-Berlin. Die Komödie über einen jüdischen Sportkorrespondenten „Alles auf Zucker“ ist solch ein Fall.

Immer lebe die Mauer

Das Jubiläum des Mauerfalls brachte auch neue Filme zum Thema mit. So haben Friedemann Fromm und Holger Karsten Schmidt das Melodram „Jenseits der Mauer“ für die 20-Jahr-Feier vorbereitet: Dabei handelt es sich um einen missglückten Fluchtversuch einer DDR-Familie. Sie werden erwischt und gezwungen, ihre kleine Tochter im Osten zu lassen.

Im Forum der Kinoliebhaber (www.moviepilot.de) schreibt eine ehemalige DDR-Bürgerin über diesen Film: „Alle Klischees wurden wieder voll bedient. Im Osten hängt die 70er-Jahre-Tapete an den Wänden, die Wohnungen im Westen sind schön Bauhaus-hell und freundlich. Der Stasi-Typ mit den Urkunden und Orden an der Wand, klar! Aber ich habe in diesem Land gelebt, geliebt, gelacht und gelitten.“

Not macht erfinderisch - aber nicht modisch

VON ANNA PREIS

Das Leben in der DDR schien für manche wahrscheinlich attraktiv, aber für die meisten Bürger dieses Staates war es gar nicht rosig. Warum? Weil ein Leben ohne Komfort kaum süß sein kann.

Der amerikanische Psychologe Abraham Maslow glaubte, dass der Mensch gleich nach der Sicherung aller physiologischen Grundbedürfnisse Komfort braucht. Heutzutage scheinen immer mehr Menschen daran zu glauben. Worin äußert sich Komfort? In erster Linie müssen es gutes Essen, schöne Möbel, bequeme Autos und - klar - schicke Kleidung sein, die die Persönlichkeit betonen.

Dass keines dieser Bedürfnisse in der DDR realisiert war, bezweifelt heutzutage niemand, außer die ganz harten ideologischen Anhänger jenes politischen und wirtschaftlichen Systems. Doch schauen wir einfach, was es „Modisches“ gab in diesem System:

Dederon aus der DDR

Um dieses Thema korrekt zu behandeln, muss man erstens wissen: Wie musste eine Persönlichkeit im sozialistischen System sein? Der Mann war Arbeiter und ein ideologisch korrektes Familienoberhaupt. Frau zu sein, bedeutete eine Arbeiterin zu sein, die ihre ganze Freizeit der Familie oder jenen Hobbies widme-

te, die im Sinne der Staatslinie waren. Dementsprechend musste auch die Kleidung ausfallen: Stille Farben, einfache Zuschnitte, Röcke und Hosen sollten kein Interesse für einen anderen Menschen wecken. Lieber sollte das gesamte menschliche Interesse dem Staat und dem gemeinsamen Wohlstand gewidmet sein.

Zweitens muss daran erinnert werden, dass es in den sozialistischen Staaten immer Mangel an Stoffen gab: keine Gewebe, keine Knöpfe, keine Spitze. Also, alle Kleidungsstücke mussten möglichst sparsam sein. Doch die Menschen forderten - und man musste ihnen etwas vorschlagen. Die Textilindustrie versuchte Ersatz zu schaffen mit Lederol, Dederon und Grisuten. Sie waren preiswert aber im Vergleich zu den westdeutschen Exemplaren sahen sie trübe aus.

DDR und UdSSR

Wer in der UdSSR lebte und in der DDR zu Gast war, kann das dennoch nicht so hinnehmen - „Das Wort Dederon aus dem Munde eines sowjetischen Menschen klang stolz und bedeutete ein bestimmtes Vermögen. Nach ein paar Jahren in Ostdeutschland kleideten die UdSSR-Familien ihre Kinder noch viele Jahre in merkwürdige Hosen und bunte Anoraks. Es lohnt sich also, die Liste des

Erbes der DDR-Mode mit den postsowjetischen Menschen zu beginnen, die ihre Nachkommenschaft teilweise noch bis heute mit jenen Jacken beglücken.

Wenn man über das Deutschland von damals spricht, erinnert man sich erst an die Menschen auf den Straßen, an die Warenauswahl in den Geschäften, an die modernen Flohmärkte. Doch obwohl die Mode der 80er Jahre wieder aktuell ist, findet sich darin nichts von der DDR-Sparsamkeit und ihren Kunststoffen.

Lederol ist ein Baumwollgewebe, das aussieht wie Leder. Es ist wahrscheinlich in den 1930er Jahren entwickelt und produziert worden. In der DDR wurde das Produktionsverfahren verfeinert und als Kunstleder bezeichnet. Die Baumwolle mit aufgedrucktem Ledermuster wurde für Jacken und Taschen aber auch Stuhlbezüge und Heftumschläge verwendet.

Dederon ist eine Kunstfaser. Das glatte und gut waschbare Material ist eine Erfindung der Chemiefaser-Industrie der DDR. Es kam Ende der Fünfziger Jahre auf den Markt. Die chemische Zusammensetzung entsprach dem amerikanischen Perlon. Daraus wurde das sozialistische Dederon - abgeleitet vom Wort DDR. Bis heute werden aus diesem Material Kittelschürzen und Einkaufsbeutel hergestellt.

Grisuten ist eine vollsynthetische Polyesterfaser, die seit den 60er Jahren produziert wird. Noch heute wird dieser Kunststoff hergestellt. Er ist lange haltbar, trocknet leicht und muss nicht gebügelt werden.

DER LEBENDE BEWEIS DER DEUTSCHEN EINHEIT

Ein Ost-West-Paar zieht Bilanz

VON LJUDMYLA SIKALJUK

40 Jahre sind für die Geschichte keine große Zeitspanne. Für einen Menschen ist das fast die Hälfte seines Lebens. 40 Jahre lang war Deutschland in zwei Teile geteilt. Dies hat natürlich seine Spuren hinterlassen. Neben Wirtschaft und Politik waren am härtesten die menschlichen Schicksale betroffen.

Laut jüngsten Forschungsumfragen spürt man immer noch die Unterschiede zwischen den Menschen aus West- und Ostdeutschland. Ost-West-Paare sind auch 20 Jahre nach der Einheit eine Seltenheit. Nur vier Prozent der Ehen werden zwischen einem Ost-Mann und einer West-Frau oder umgekehrt geschlossen.

Zu diesen vier Prozent gehört die Familie Lewandowski. Katrin und Rasto haben sich vor vier Jahren in Berlin kennen gelernt. Sie haben zusammen in einer Firma gearbeitet. Katrin kommt aus Leipzig, Rasto ist in West-Berlin geboren. Beide behaupten, sie hätten keine Vorurteile gegen West- oder Ostdeutsche.

„Ich habe eigentlich immer nur gute Sachen über Westdeutsche gehört“, erzählt Katrin. „Wir hatten Verwandte in Braunschweig, die waren immer mal da, wir hatten ganz guten Kontakt. Auch die Menschen, die ich dort kennen gelernt habe, waren immer in Ordnung. Ich war sehr jung, und als Kind

hat man ja eher wenige Vorurteile. Ich war zwölf, als die Mauer fiel.“

In den 70-er Jahren war Rasto ziemlich oft in der DDR: „1970 wurden die Ostverträge unterzeichnet, danach konnten man vom Westen einfacher in den Osten reisen. Und das haben wir auch gemacht. Eigentlich hatte ich keine Vorurteile gegen Ostdeutsche, eher den Eindruck, dass sie alle weg wollen“.

Heutzutage gebe es keinen großen Unterschied zwischen West- und Ostdeutschen, führt Rasto Lewandowski weiter aus. Das sind, seiner Meinung nach, nur soziale Gewohnheiten: „Im Westen ist man etwas schneller, etwas repräsentativer, initiativer. Im Osten ist man eher etwas langsamer, gemütlicher. Zum Beispiel geben die Leute aus dem Osten, auch junge Leute, dauernd die Hand, auf altmodisch deutsche Weise. Auch wenn sie sich schon lange kennen. Das gilt aber nicht mehr für Leute, die jünger sind als 40.“

Was die sprachlichen Unterschiede angeht, seien das nur die einzelnen Wörter, bemerken die beiden Lewandowskis. „Es gibt ein paar typische Ostwörter, die man aber inzwischen in ganz Deutschland benutzt. Die Leute wissen gar nicht, dass sie aus dem Osten kommen. Zum Beispiel ‚Fakt‘ statt ‚Tatsache‘“, erzählt Rasto. „Es gibt Unterschiede zwischen Sächsisch

und Bayerisch oder zwischen Plattdeutsch und Hessisch, aber eine DDR-Sprache oder BRD-Sprache gibt es nicht.“

Die politischen Anschauungen sind in der Familie Lewandowski relativ ähnlich. Der Mann bezeichnet sich als „anarchistischen Monarchisten“, der gleichzeitig sehr konservativ sei. Katrin ist alternativ links eingestellt: „Bei mir stehen Industrie, Geld oder Macht nicht im Vordergrund bei dem, was ich wähle. Es muss etwas Gutes am Ende haben für die Leute. Ich bin eher sozial eingestellt. Es geht mir nicht um politische Botschaften oder Programme, das ist eher Gefühlssache.“

Den geringen Unterschied in ihrer Ost-West-Familie könnte man damit erklären, vermutet Rasto scherzhaft, dass seine Eltern auch aus dem Osten kommen, und zwar aus dem polnischen Gdansk. „Also geografisch sind wir sowieso eine Ostfamilie“, stellt er fest. Seiner Meinung nach haben ein Viertel oder ein Fünftel aller Leute in Westdeutschland ihre Vorfahren im früheren Ostdeutschland.

Berlin für Neulinge - schön und teuer

VON ALINA KENZHEEVA UND YANA BUDAGAEVA

Unser Flugzeug landet in Schönefeld. Wir sind drei junge Journalistinnen aus Burjatien, Kirgistan und Russland, die nach Deutschland gekommen sind, um am Internationalen Journalisten-Kolleg zu studieren. Das Wetter ist schön, die Leute, die uns begegnen, sind fröhlich. Wir haben uns gut vorbereitet und im Internet viel über Berlin gelesen. So schnell wie möglich wollen wir die schweren Koffer im Wohnheim lassen und Berlin anschauen. Aber so einfach ist das nicht, und wir treffen auf die ersten Schwierigkeiten. Wenn man aus einer Stadt kommt, in der es keine U-Bahn gibt, dann steht man eine Stunde lang vor der Karte und versucht zu verstehen, wie man zu seiner Station kommt.

„Brauchen Sie Hilfe?“, sagt eine männliche Stimme hinter uns auf Russisch. Ein junger Mann steht neben uns und hat mitgekriegt, dass wir Schwierigkeiten haben. Es kommt wohl oft vor, dass Ausländer, die aus einem Land kommen und sich in der Fremde begegnen, sofort wie Freunde sind und ihre Hilfe anbieten. Der Mann begleitet uns und zeigt die richtige Richtung, und wir erreichen unser Wohnheim.

Und nun wollen wir uns Berlin-Mitte ansehen. Der Weg vom Stadtrand zum Zentrum ist lang; wir müssen mindestens dreimal umsteigen und dann im Zentrum

viel mit dem Bus fahren. Als vorbildliche Mädchen kaufen wir bei jedem Umsteigen eine neue Fahrkarte und wundern uns, wie teuer das Fahren in Deutschland ist. Aber die guten Eindrücke von der Stadt überwiegen, und glücklich kommen wir in unser Wohnheim zurück.

Dort lernen wir unsere Mitbewohner kennen und erzählen über unsere Stadtrundfahrt. Wir beschweren uns bei ihnen über die teuren Fahrkarten, aber die schauen uns nur erstaunt an. Dass wir mit einer Fahrkarte ganze zwei Stunden jedes öffentliche Verkehrsmittel benutzen können, wissen wir seitdem.

Die Moral von dieser Geschichte ist: Wenn man in ein anderes Land fährt, im Internet viel recherchiert, hat man viele Informationen über die Sehenswürdigkeiten und Kultur gefunden, aber nichts über Details, die viel Geld sparen helfen.

Zu Fuß über die Grenze

VON TATIANA MARSHANSKIKH UND OLGA KURACHEWA

„Können Sie unsere Reisepässe stempeln“, baten wir die Grenzsoldaten an der slowenisch-kroatischen Grenze. Über die Grenze zum Schengenraum sind wir einfach zu Fuß gegangen. Die Grenzsoldaten bemerkten uns nicht einmal.

Was haben die beiden russischen Journalistinnen eigentlich an dieser Grenze gemacht, fragen Sie nun wahrscheinlich. Also: Im August haben wir unsere Idee realisiert, von Berlin nach Belgrad zu trampeln. Als wir noch in der Schengenzone waren, verlief unsere Reise ganz ruhig. Schönes Wetter, ein nettes Hostel in Ljubljana, ein Spaziergang durch die Stadt und natürlich sehr viele freundliche Leute.

Seit mehreren Tagen waren schon wir unterwegs. Unser nächstes Ziel war Kroatien. Auf das Schild haben wir „Zagreb“ geschrieben und standen nun am Stadt-

rand von Ljubljana. Zwei Stunden haben uns die Fahrer ignoriert oder geantwortet: „Nein, wir fahren nicht nach Kroatien“.

Endlich hat ein Italiener gestoppt und fragte: „Uno? Due?“ Mmm... Was? Due? Ach sooooo! „Ja! Due, due!“ „OK!“ Mit der Verständigung klappte es nicht besonders gut. Englisch und Deutsch sprach er nicht. Er konnte Serbisch, das verstehen wir auch ein bisschen. Aber er versuchte es immer wieder auf Italienisch. „Verstehst du irgendwas?“, fragten wir uns jede Minute einander. „Fast nichts!“ war die immer gleiche Antwort.

Wir waren weniger als eine Stunde unterwegs, als er uns ganz nervös fragte: „Paschport?!“ „Was?“ „Paschport! Visa!“ O, Gott! Was will er uns sagen? „Alles ist in Ordnung, wir haben Reisepässe mit Visa.“ Sein Auto hielt er trotzdem an. Er sagte

uns irgendwas auf Italienisch, die Übersetzung konnten wir nur vermuten. Auf Deutsch in etwa: „Vielleicht habt ihr kei-



ne Pässe, was soll ich dann an der Grenze machen? Weiter geht ihr jetzt zu Fuß“.

Im Nachhinein waren wir froh, dass er uns damit die Möglichkeit gab, die Schengenzone zu Fuß zu verlassen - und die slowenischen Grenzsoldaten kennen zu lernen.



PITSCHNASS ZUM WARDAWAR

Das Fest des Wassers in Armenien

VON EWGENIJA SWETLAKOWA

Ich habe Leute getroffen, die Armenien mit Rumänien verwechseln. Denen sage ich immer: „Armenien ist etwas südlicher“. Das weiß ich ganz genau, denn ich habe selber die Hitze des armenischen Sommers erlebt.

Großer Durst

Als ich zum ersten Mal die Luft von Armenien einatmete, war sie etwa 50 Grad heiß. Das war im Flughafen von Eriwan, der Hauptstadt Armeniens. Der Taxifahrer sagte: „Eriwan ist wie ein Küstenkurort - aber ohne See.“ Die Leute in den Strassen hatten trotzdem ziemlich viel an: keine Männer in Shorts, fast keine Frauen in kurzen Röcken. Anständigkeit über alles. Dafür gab es alle 200 Meter eine kleine Fontäne mit reinem kühlem Wasser. Ohne sie hätte ich in Armenien sicher nicht überleben können.

Gastfreundlichkeit

Den Rest des ersten Tages habe ich zum größten Teil in der Dusche verbracht, aber am nächsten Morgen musste ich raus. Wäre es keine Dienstreise gewesen, hätte ich vielleicht nichts in Armenien außer dem Badezimmer gesehen. Ein netter Alter, der auf einer Bank neben dem Haus saß, fragte mich überraschend, ob ich kein Taxi bestellt habe. Ich meinerseits war auch überrascht - wieso denn sollte ich unbedingt ein Taxi bestellt haben. Das Ziel meines Ausflugs war nicht besonders weit, deswegen wollte ich ein

wenig zu Fuß laufen. Ich bin ein paar entschlossene Schritte die Tamanjan Straße entlang gegangen, als ein kleiner Junge auf mich zulief, einen Eimer Wasser über mich ausgoss und verschwand. Ich, nass und wütend, blieb stehen. „Wardawar!“, sagte der nette Alte. „Sie sollten ein Taxi bestellt haben.“

Der Tag des Wassers

Er hat mir dann erklärt, dass Wardawar ein altes Fest war, das schon in vorchristlichen Zeiten existierte. An diesem Tag bespritzen alle einander mit Wasser, weil man glaubt, dass Wasser am Tag von Wardawar heilig ist. Die U-Bahn war der einzige trockene Ort in der ganzen Stadt und vielleicht auch im ganzen Land. Auch an Bushaltestellen standen Gruppen von Jungs mit Eimern. Als ich an diesem Abend nach Hause zurückkehrte, war ich von Kopf bis Fuß nass. Theoretisch verstand ich die Heiligkeit des uralten Festes, aber meine Seele verlangte unchristlich eine Rache. Ich fand ein paar Eimer, füllte sie und ging auf den Balkon. Als sie wieder leer waren, habe ich angefangen, den Sinn von Wardawar zu begreifen.

BEKANNTSCHAFT MIT DEN DEUTSCHEN FARBEN

Journalisten aus Osteuropa beobachten die Bundestagswahl

VON ANNA PREIS, LJUDMYLA SIKALJUK UND ELENA ISAKOWA

Viele Farben leuchteten am 27. September auf den zahlreichen TV-Bildschirmen im Bundestag. Für einen Menschen, der nicht so viel von der Politik in Deutschland versteht, war es sehr kompliziert, diese auf einmal zu begreifen. Nach zwei Stunden aber, die man zur Bundestagswahl vor den Fernsehern mit den Hochrechnungen verbracht hatte, waren alle Wahlgeheimnisse wie ein offenes Buch.

„Nehmen Sie schnell den Platz auf dem Sofa hier in der Ecke“, riet der Journalist und Leiter des Programms „Journalisten International“ am Internationalen Journalisten-Kolleg der Freien Universität Berlin, Günther von Lojewski. „Hier gibt es ja nicht so viele Plätze, wo man sich hinsetzen kann.“ Zehn junge Journalisten aus den postsowjetischen Ländern - alle Teilnehmer an diesem Weiterbildungsprogramm - setzten sich mitten im Herzen Berlins fest.

15 Minuten vor Beginn der Abendnachrichten im „Ersten“, versuchten die Moderatoren, ein Lächeln zu üben. Der

letzte Strich, und die Kameras waren angemacht. Im Laufe einer Stunde bekamen alle, die das politische System in Deutschland ein bisschen vergessen hatten, die Möglichkeit, sich daran zu erinnern. Von fünf bis sechs Uhr wurde die Bundestagswahl auf allen Bildschirmen gesendet.

„Und jetzt kommt das Wichtigste!“, erklang die Stimme von Günther von Lojewski um 18 Uhr: Die Gruppe junger osteuropäischer Journalisten, darunter neun Frauen und ein Mann, hielten den Atem an vor einem kleinen Bildschirm. Bunte Diagrammen spiegelten sich in ihren Augen. Die einen ließen erstaunliche Töne hören, die anderen nickten verstehend mit dem Kopf.

„Kein Zweifel, Angela Merkel behält ihren Posten weiter“, war von allen Seiten zu hören. Merkwürdigerweise reichten genau fünf Minuten, um sich mit den deutschen politischen Farben bekanntzumachen. Was noch gestern fremd und unverständlich schien, wurde ganz nah und bedeutsam.

KOMMENTAR

Wenn der Name eine Diagnose ist

VON OLGA KURACHEWA

Eine meiner Freundinnen möchte ihre Söhne Lukas, Felix und Milosch nennen. Für Deutschland sind die Namen Lukas und Felix ganz normal, Milosch ist auf dem Balkan ein sehr verbreiteter Name. Für Russland sind alle diese Vornamen sehr untypisch.

Es gibt vermutlich viele Lehrer, die Vorurteile gegen fremde Vornamen hegen. Auch wissen die Eltern nicht, wie die anderen Kinder im Kindergarten und in der Schule auf die untypischen Namen reagieren werden. Meine Tante sagt immer: „Wenn ich irgendwann eine Tochter habe,

nenne ich sie Litizija“. Das ist vielleicht ein schöner Name, aber für russische Ohren klingt er sehr extravagant und sogar komisch.

Manchmal denken Eltern, die ihrem Kind einen seltenen Vorname geben, überhaupt nicht an den Nachnamen. Denn oft klingt ein unkonventioneller Vorname zusammen mit einem traditionellen Familiennamen nicht harmonisch, manchmal sogar sehr lächerlich. Für Russland ist es wahrscheinlich der Hauptgrund sich von dieser Mode fern zu halten und Kindern fremde Vornamen zu geben.

Auf der anderen Seite ist vielleicht die Tendenz, Kindern ungewöhnliche Vornamen zu geben, nicht so schlecht. Besonders jetzt, im Zeitalter der Globalisierung. Wenn ein fremd klingender Name mit einem Nachnamen zusammen schön klingt, ist es kein Problem. Es ist immer noch besser, als fünf Mädchen mit dem gleichen Name in einer Klasse sitzen zu haben. Zu meiner Schulzeit gab es in unserer Klasse drei Darias, vier Lenas und fünf Julias.

König Friedrich heiratet

VON KATJA MAXIMOWA

Bei herrlichem Wetter hat der berühmte Reiseführer und Berlinhistoriker Olaf Kappelt eine weißrussische Schönheit aus Grodno geheiratet. Normalerweise schlüpft Kappelt während seiner historischen Führungen in das Kostüm von Preußenkönig Friedrich. Sein Ja-Wort aber gab er ganz zünftig im Anzug im Palais am Festungsgraben. Katja Maximowa war dabei, um herauszufinden, wie es bei dieser internationalen Hochzeit zugeht.



Diese schöne Hochzeitstorte wartete auf die Gäste im Drachenhäus im Schlosspark Sanssouci.



Alla Hil hat ihren Gatten im Internet gefunden. Blau leuchten ihre Augen, ihr Lächeln ist wunderschön - ein Traum für einen Mann, der sich eine russische Braut wünscht.



Nach der standesamtlichen Trauung gab es eine kirchliche. Der Priester Divakov segnete in der russisch-orthodoxen Kirche in Wilmersdorf in zwei Sprachen, damit alle Gäste das Ritual verstehen konnten. Die große Mitgift von Olaf Kappelt, seine sechs Kinder aus den vorherigen Ehen, guckte interessiert zu.



Einen Hochzeitsfotografen gab es auch. Damit künftige Enkelkinder die Hochzeitsfotos der Vorfahren genießen, wurde reichlich posiert.



Der Altweibersommer spielt mit dem Licht.



Spaziergang zwischen Kaffee und Hochzeitsempfang: Ein Blick auf das kürzlich von Baugerüsten befreite Marmorpalais.



Das Brautpaar in den Strahlen der Abendsonne.



Nach dem Spaziergang wurde die Feier im Drachenhäus fortgesetzt.